



verraten: Was sich in unsern Premieren ein Urteil anmaßt, ist weder deutsch, noch Volk. Es, dieses unsfaßbare, ebenso unmännliche wie unweibliche „Es“, ist innerlich und äußerlich so undeutsch wie möglich und hat mit dem Volk nichts, aber auch weiter gar nichts gemein als die Noheit. „Es“ hat kein Spürchen Interesse für die Entwicklung eines Dichters und denkt nicht im Traum daran, zu verlangen, daß ihm ein Werk von Hauptmann, wohlgeraten oder ungeraten, nicht vorenthalten werde. „Es“ läßt den Dichter, und sei er „ein so schöner Mensch, ein so wahrhafter Künstler“ wie Hauptmann, ja nicht einmal ausreden, sobald er, aus irgend welchen Gründen, nicht über die volle Lungenkraft verfügt. „Es“ höhnt, jöhlt, pfeift und ist stolz darauf. Man muß es erlebt haben, wie diese Gesichter — „Gesichter, wie ich noch keine sah“ — an solch einem Abend glücklich glänzen, man muß diese tiefe Genugtuung über die Niederlage eines Dichters beobachtet haben, um es wie einen Scherz zu empfinden, daß dieses deutsche Volk irgend etwas soll verlangen dürfen.

Wenn Sie, lieber Herrmann Bahr, darauf erwidern, daß es doch eine grenzenlose Willkür von mir sei, Ihr deutsches Volk in ein berliner Premierenpublikum zu übersetzen, so scheint mir auch dieser Einwand nicht stichhaltig. Ist Ihnen unbekannt, daß Ihr deutsches Volk von dem Spruch meines Premierenpublikums sklavisch abhängt? Daß Stücke, die am ersten Abend so entschieden abgelehnt werden wie diese „Jungfern“, es niemals zu mehr als drei, vier jammervoll besuchten Vorstellungen bringen? Sie werden nicht bestreiten, daß daraus immerhin auf die Anzahl der Menschen zu schließen ist, die das Bedürfnis haben, „selbst zu urteilen“. Sie wissen schließlich so gut wie ich, daß Ihr deutsches Volk die Dichter des „Gusarenfiebers“, des „Sherlock Holmes“ und der „Luftigen Witwe“ zu Millionären macht und die Verfertiger der „Hermannschlacht“, der „Judith“ und der „Kreuzelschreiber“ mit Vorliebe hungern läßt. Wollen Sie aber unter dem deutschen Volk weder die Premierentiger, noch die unübersehbare stumpfe Masse der folgenden fünfhundert Abende verstanden wissen, denken Sie an uns, an sich und an mich und an unsern Gleichen, die Freunde der Kunst, und fordern Sie für uns das Recht, selbst zu urteilen, so muß ich für mein Teil Ihre Fürsorge dankend ablehnen. Ich bin nicht auf die Aufführung eines Dramas angewiesen, um das Wachsen und Werden seines Dichters zu verfolgen. Dazu genügt mir das Buch. Und wenn ich die ganz genaue, ganz zuverlässige Kenntnis der Bühnenwirksamkeit eines Dramas nur dadurch erkaufen kann, daß ich seinen Dichter wehrlos derjenigen Publikumschicht preisgegeben sehe, der in der Kritik die Sorte Paul Goldmann entspricht, so verzichte ich auf die Gewißheit und gebe mich mit der Vermutung zufrieden, daß dieses Drama auf dem Theater dramatisch ja wohl ebenso hilflos wirken wird, wie es im Buche wirkt. Damit sind wir wieder bei unserm Ausgangspunkt, bei der Frage, den Fragen: Konnte Brahm das Bühnenschicksal der „Jungfern“ voraussehen? Und hatte er, selbst wenn er es voraussah, das Recht, dieses Stück abzulehnen?

Auf die erste Frage nicht mit einem glatten „Ja“ zu antworten, heißt meines Erachtens Brahm ärger beleidigen, als selbst ich es in meiner frühesten Jugend fertig gebracht habe. Es heißt ihm alles das absprechen, was ihn zum einflussreichen Kritiker und zum führenden Bühnenleiter gemacht hat: seinen Instinkt und sein Urteil. Wer dreißig Jahre lang fast nichts getan hat, als Dramen zu lesen, aufzuführen und zu sehen, kann „im Angesicht des Manuskripts“ der „Jungfern“ keinen Augenblick über den Wert dieses Lustspiels zweifelhaft gewesen sein. Für alle andern war ja die Wertlosigkeit auf der Stelle, schon im Angesicht des Manuskripts, unzweifelhaft. Nach ein paar Proben muß Brahm auch den Verlauf des Premierabendts nicht bloß geahnt, er muß ihn gewußt haben. Alle andern haben ihn ja mit der unverblümtesten Deutlichkeit vorausgesagt, haben gewarnt und haben gezittert — gezittert für Hauptmann, wenn sie seine Freunde, für ihn und für sich selber, wenn sie außerdem seine Schauspieler waren. Einzig der kluge, klare, kühle, kritische Brahm hat als unbeschriebenes Blatt, als reiner Tor dazwischengestanden: O ahnungsloser Engel du! Damit ist es nichts, und es bleibt nur noch übrig, den apodiktischen Ausspruch zu prüfen: daß Brahm unter allen Umständen, ganz unabhängig von seinen eigenen Bedenken und Befürchtungen, die Pflicht habe, jedes Stück von Hauptmann aufzuführen.

Mit Salten ist hier leicht fertig zu werden. Hauptmann hat, der Meinung bin auch ich, den Anspruch, mit jedem Stück „einfach angenommen und gespielt“ zu werden — wenn es nämlich ein Stück von Hauptmann ist. Was aber sagt Salten selbst von den „Jungfern“: „Dieses Lustspiel von Hauptmann nimmt sich aus wie ein schwacher Abklatsch von Georg Hirschfeld“. Auch das soll Brahm einfach annehmen und spielen müssen? Er muß; sonst — ja, sonst geht Hauptmann zu Reinhardt. Das ist nun von allen Argumenten das haltloseste. Reinhardt hätte dieses Stück niemals angenommen. Gewiß, er hat Brahm Schauspieler wegengagiert: aber sie hießen Rüttner und Else Lehmann, nicht Rickelt und Ida Wüst. Gewiß, er wäre überglücklich, ein neues Stück von Hauptmann zu bekommen: aber es dürfte nicht zuvor von Brahm abgelehnt worden sein, denn das wäre ja für die Öffentlichkeit das Todesurteil des Stückes. Nein, der Gedanke an Reinhardt kann für Brahm nicht mitgesprochen haben. Die Gefahr Reinhardt wäre in diesem Falle keine Gefahr, sondern eine Verlockung gewesen. Die Niederlage der „Jungfern“ bei Reinhardt wäre Brahms größter Triumph geworden. Das Stück hätte ohne Bassermann seinen letzten Akt nicht erlebt, und wie hätten die beiden Direktoren dann dagestanden! Der reine Künstler Brahm, der sich selbst einem Hauptmann verschließt, wenn seine dramaturgischen Forderungen nicht erfüllt sind, und der gierige Sensationshascher Reinhardt, für den ästhetische Erwägungen nicht in Frage kommen! Man mag die Sache drehen, wie man will: Brahm hat nicht nur nicht die Pflicht gehabt, die „Jungfern“ aufzuführen — er wäre es seinen Schauspielern, dem Dichter und, nicht zuletzt, sich selbst schuldig gewesen, sie rundweg abzulehnen.

An die Schauspieler hat niemand gedacht. Sind sie nicht auch Menschen? Haben sie nicht Nerven wie ihr? Wenn ihr sie stecht, bluten sie nicht? Stehen sie nicht schutzlos auf dem allergefährlichsten Posten? Ich sehe noch die angstvollen Augen der Lehmann bei den ersten Anzeichen des Skandals, und ich bewundere immer wieder die Selbstbeherrschung dieser Menschen, von denen in aller kochenden Wut sich keiner dazu hinreißen läßt, vorzuspringen und dem tobenden Mob seine ganze Verachtung ins Gesicht zu speien. Ich glaube, daß diese Männer und Frauen an solch einem Abend mehr Herzblut hergeben, als Hauptmann für sein ganzes Lustspiel übrig gehabt hat, und ich bin allerdings der Ansicht, daß ihnen, mit ihrer Fähigkeit und Bereitwilligkeit zur innigsten, selbstlosesten Hingabe, ihr Direktor mehr Rücksicht zu erweisen hätte als einem noch so großen Dichter, der die Annahme einer beispiellos leeren und flüchtigen Arbeit nur auf Grund seiner früheren Leistungen verlangen und erreichen kann.

Diese früheren Leistungen — das ist letzten Endes der Hauptpunkt unsers ganzen freundschaftlichen Streits. Um ibretwillen, behauptet Salten und behaupten Sie, lieber Herrmann Wahr, hätte Brahms das Stück geben müssen. Gerade um ibretwillen, behaupte ich Euch entgegen, hätte er es niemals geben dürfen. Ich will wirklich nicht „das Schicksal der deutschen Dichtung dem Gutdünken der paar berliner Direktoren und Dramaturgen unterwerfen“, ich am wenigsten. Hier handelt es sich aber nicht um Kahane, Hollaender und Frisch, ja nicht einmal um Barnowsky und Barnay und Bonn und Schmieden. Hier handelt es sich um Brahms, um Otto Brahms. Muß ich dem Mitrevolutionär von 89 sagen, daß das nicht „irgend ein Direktor“ ist? Muß ich Ihnen, Herrmann Wahr, sagen, wer das ist? Wenn Sie das nächste Mal zu mir kommen, wollen wir die „Freie Bühne“ herunternehmen. Sie soll Ihrem Gedächtnis nachhelfen. Sie soll Sie erinnern, daß auch der Kritiker Brahms für Hauptmann nicht „irgend ein“ Kritiker gewesen ist, sondern mehr, viel, viel mehr: Freund, Bruder, Vater, Förderer, Berater, Schild und Schwert, Apostel und Herold. Wie hat dieser angeblich temperamentlose Brahms lieben, wie hat dieser scheinbar vorsichtige Kritiker kämpfen, sich einsetzen und sich aussetzen können! Aus dem Theaterkritiker wurde der Theaterdirektor. Das änderte wesentlich nichts. Der Gegenstand seiner Liebe und seiner Tapferkeit behielt den alten Namen. Was davon nicht Ihnen hieß, hieß Hauptmann. Es kam Hauptmanns Sieg. Es kamen die Jahre der ruhigen Reise. Es kam die Müdigkeit, die Unsicherheit, die Periode der Selbstnachahmung, der wankenden, der entgleitenden Herrschaft, der Achtungserfolge, der leeren Häuser. Schlenther fiel ab, Brahms blieb treu. Unerschütterlich treu: als Direktor, als Freund. Es kam der Verfall, die Ohnmacht, das Lustspiel: Die Jungfern vom Bischofsberg. Da lag es nun doch nicht so, daß Hauptmann „einem“ Direktor die Ehre erwies, ihm „ein“ Stück zu geben. Da war es soweit, daß Hauptmann demselben Otto Brahms, der von allen lebenden Menschen das meiste für ihn getan, der seinen aussichtslosesten Stücken eine Unsumme von ideellen und materiellen Opfern gebracht

hatte, daß Hauptmann diesem Brahm die Nichtachtung und Undankbarkeit bewies, ihm die Aufführung eines . . . , nun eben der „Jungfern vom Bischofsberg“ zuzumuten. Das war der Augenblick, wo Brahm unerbittlich werden mußte. Wo er sich mit ausgebreiteten Armen vor seine Schauspieler, seine ergebenen und mutigen Kampfgenossen, stellen mußte. Wo er sich auf seine Vergangenheit, sein Ansehen, ja, wenn seiner unpathetischen Natur so etwas möglich wäre, auf die Nachwelt berufen mußte. Wo er sich mit seiner letzten Kraft dagegen wehren mußte, selber dem allgemeinen Gelächter und Mitleid einen Dichter auszuliefern, von dessen Schicksal sein Schicksal jetzt nicht mehr zu trennen ist.

Vielleicht hat Brahm das alles getan. Vielleicht vor anderthalb Jahren. Damals hat Hauptmann sein Lustspiel zurückgezogen. Dann hat er es — so gut wie unverändert! — abermals eingereicht, und — Brahm hats genommen, Brahm hats gegeben, der Name Brahm sei nicht gelobt. Aber auch nicht geschmäht. „Geschmäht“ nicht. Das ist eine kleine Entstellung, halten zu Gnaden, lieber Herrmann Wahr. Lesen Sies nur nach. Ich habe, mit Vorbedacht, ein ganz bestimmtes Wort gegen Brahm gewählt, das dem empfindlichsten Freundesohr nicht wie ein Schmähwort klingen kann. „Bedächtigend“ erschien es mir und erscheint es mir noch, daß Brahm, nach langem Widerstreben, sich schließlich doch stillschweigend mit Hauptmann geeinigt hat, auf eine so schlechte Karte Va banque zu spielen: *Après nous le déluge!* Sie haben verloren, und ich halte diese Niederlage für ein Jena Brahm's, dem kein Sedan mehr folgen wird. Hier ist jetzt nicht nach Schuld und Pech, nicht nach Verkettungen und Ursachen zu fragen. Hier ist ein nackter Tatbestand festzustellen. Wem vor der ganzen großen Weltliteratur der Vergangenheit und Gegenwart immer und immer wieder nichts weiter einfällt als Hauptmann, auch dann nicht, wenn die Not am höchsten, die künstlerische Konkurrenz am schärfsten und die Verarmung gerade dieses Hauptmann am offenkundigsten ist: der muß ja wohl fertig sein. Brahm ist fertig. Darob haben wir nicht ihn zu schmähen, sondern uns zu ängstigen. Uns zu ängstigen für uns, nicht für ihn, der sein Werk erfüllt hat und satt und geborgen ist. Wir sind die Leidtragenden. Er war ein Mann und ein Kopf, ein Talent und ein Charakter. Was er unterlassen hat, haben auch andre unterlassen; was er getan hat, hat niemand außer ihm getan. Sein Nachfolger wird nichts tun und alles unterlassen. Das ist, schon jetzt, unsre Angst und unsre Klage. Es geht ein böser Geist durch dieses Haus. Es ist der Geist der Vorgänger. Er kann, will und wird nicht sterben. Er hat Brahm niedergelungen, der ihm ans Leben wollte, und winkt sehnsüchtig dem Zickel, der da kommen soll, der da kommen muß, ihn wieder stark und mächtig zu machen. Es ist eine Frage der Zeit. Daß es nichts andres mehr ist, dafür ist die letzte Hauptmannpremiere von entscheidender Bedeutung gewesen. Ein theaterhistorischer Abend. Deshalb ist hier nicht bloß das aufgeführte Stück, ist auch der verantwortliche Direktor betrachtet worden. Geschmäht hat ihn niemand, lieber Freund Wahr. Besorgtheit und Trauer ist das Gefühl Ihres S. J.